

Sägez mer doch is Gsicht!

Acht Berufsschülerinnen und -schüler erzählen über Rufmord, Gruppenchat und Partypics: ein Spaziergang durch den «Cybermobbing-Space». *Von Julia Kubik*

Ein letzter Sommertag am See, kurz vor Mittag. Fünf junge Frauen, alle zwischen 17 und 22. Alle im gleichen Beruf, mit unterschiedlichen Erfahrungen – aber alle mit Facebookprofil. Aber sie würden keine Bilder vom Ausgang posten, sagen sie. Nur solche, die auch ein Chef sehen dürfte. Bilder, die sie in einem guten Licht zeigten. Weil alles im Netz irgendwo hängen bleibe, das wüssten sie. Und vielleicht ist es genau darum manchmal ein bisschen egal. Wenn so viele Leute so viel Zeug ins digitale Irgendwo pflastern, wer soll sich noch für das, was ich dort treibe, interessieren? Alle kennen Geschichten über Freunde und Feinde, denen Facebook, Instagram und Co. zum Verhängnis wurde. «Ich wohne in einem Dorf, da wissen sowieso alle alles. Und im Internet ist es dasselbe, nur verbreitet es sich viel schneller und über die Gemeinde- und Landesgrenzen hinaus.» Einmal, als eine gemeinsame Bekannte der fünf Schülerinnen ein Selbstauslöser-Badezimmerfoto von sich im Bikini hochlud, sammelten sich haufenweise spöttische, bössartige Kommentare unter dem Bild. Sie sei eingebildet, schlampig, armselig und brauche Aufmerksamkeit, hiess es. Das Bild nahm sie schnell vom Netz, schrieb aber in ihren Status: «Lönd mi doch, weni Freud dra ha!» «Selbertschuld. Me mue halt wüsse, wame macht und dazue chöne stoh», so die Antwort der Facebook-Freunde.

Eine andere Geschichte: die vom Freund einer Kollegin, den niemand mag. Seit diese Kollegin mit ihm zusammen sei, habe sie viel weniger Bekannte. Es gab eine Lächer-Gruppe darüber auf Whatsapp, einem Gratis-SMS-Dienst. «Mir hetteds ihre scho direkt gseit, aber Liebi macht blind.» Der Freund sei schlicht unsympathisch.

Lieber mal ein Kompromiss

Wo beginnt Mobbing? Bei Sticheleien, negativen Kommentaren, Beleidigungen? Spricht man erst dann von Mobbing, wenn eine grosse Gruppe gezielt eine Einzelperson schikaniert? Wahrscheinlich sehen das Opfer und Täter unterschiedlich. Online kann ich sein, wer ich wirklich bin. Oder wer ich sein will, sagen sie. Ist man im Internet der gleiche Mensch wie auf der Strasse, zu Hause und in der Schule? Wieso authentisch sein, wenn es viel schöner ist, mit den Rollen zu spielen?

Im Netz können alle selbst entscheiden, wie ihre Persönlichkeit gegen aussen wirken soll. Ausser man trifft die Leute aus der Onlinewelt real. Dann wird es kompliziert: «Ich kenne ein ziemlich dickes Mädchen. Auf ihren Facebook-Fotos sieht man das aber nicht, da sieht man immer nur das Gesicht oder alles ist extrem bearbeitet», sagt eine. «Und wenn ihr dann irgendwelche Typen schreiben und sie dann vielleicht auch mal treffen – spätestens dann funktioniert es halt nicht mehr. Weil sie erschrecken.» Sowieso ist das Aussehen ein grosses Thema bei den Schülerinnen.

«Es langet scho, wenn öper chli e hochi Stirn hät oder en eggige Chopf.» Das könne ihr doch egal sein, findet die Kollegin. Schon, aber manchmal denke man halt doch: «Nai, so cha doch niemert umelaufe!»

In der Primarschule habe es andere Gründe gegeben, jemanden cool oder scheisse zu finden. Wenn jemand Knetgummi hatte, war es cool. Oder die schöneren Farbstifte. Später wurden es Kleider oder Erfahrungen. Wer hat zuerst mit wem was gehabt? Wer ist schöner, stärker, klüger? Survival of the fittest, wie in Darwins Theorie. Es ist wichtig, dazuzugehören. «Uhuere wichtig», sagen sie. «Gohsch halt mol en Kompromiss i.»

Nur für harte Kerle

Am Nachmittag ein Gespräch mit drei Männern im gleichen Alter wie ihre Schulkolleginnen am Morgen. Auch hier herrscht Einigkeit darüber, was sie im Netz veröffentlichen würden und was nicht. Einer erzählt, dass sie in der fünften Klasse einen Mitschüler online fertigmachten. Sie haben sich mit seinem Passwort eingeloggt und den Mädchen schlüpfriges Zeug geschrieben. Warum? «Will er immer mit Wiiber umeghängt isch. Und er hätt so ä höchi Stimm, irgendwiä schwul.» Dann habe sich der Schüler Hilfe geholt. Die Polizei kam ins Spiel, durch die IP-Adresse flogen die Täter auf. In der Schule sei es danach thematisiert worden.

Wie man sich schützt? «Nur wenn so hart bisch, dases bim einte Ohr inegoht und bim andere use.» Wahrscheinlich bleibe aber immer irgendwas hängen. «Wehrsch di nöd, lohschs über di ergo. So isch da halt.» Es sei immer einfach, negativ über andere zu sprechen, sagen sie. «Isch jo bi de Medie au so, oder? So zücht me d'Ufmerksamkeit uf sich.» Hauptsache, man finde eine Zielscheibe, ein Opfer – jemanden, um von sich selbst abzulenken. Die Devise laute: «I mach anderi fertig, denn gsends mini eigene Problem nöd.» Bei schlechten Noten seien die Besseren dann einfach Streber. Man wolle sein Ego aufblasen, sagen die Berufsschüler. Egal, ob im Netz oder im realen Leben. Und am Arbeitsplatz? «Min Chef mue mi so neh, wieni bin.» Ein wenig Anpassung sei okay, aber nicht total.

Ob eher Frauen oder Männer gemobbt werden, wissen sie nicht. «Aber Fraue mached mengmol usme Chiselstei en riese huere Berg. Und denn gits Grüppli und alles isch verstrickt und hinedure. Bidä Schue fangets a und höred bim Charakter uf. I klär da lieber uf altmodischi Art, live und direkt.» Alle sind sich einig: Es ist scheisse, gemobbt zu werden. Doch selbst wenn man weiss, wie sich das anfühlt, sei man oft lieber ruhig, als ein Opfer zu verteidigen und zu riskieren, selbst unter die Räder zu kommen.

Julia Kubik, 1994,
ist Slampoetin aus St.Gallen und
mit Facebook aufgewachsen.